

GESCHICHTE DER ALTEN KIRCHE

von

Hans Lietzmann

3

Die Reichskirche
bis zum Tode Julians

Dritte Auflage



VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN

1961

Archiv-Nr. 32 03 61

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile
daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.



1961 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag,
Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp. — Berlin W 30

Eduard Schwartz
dem Kirchenhistoriker

22. August 1938

Inhalt

	Seite
1. Zusammenbruch und Neubau des Reiches	1
Angriffe der Germanen und der Perser 1. Rheinisches Reich des Postumus 2. Das palmyrenische Reich 3. Claudius der Gotensieger und Aurelian 3. Neuer Sonnenkult 4. Diokletian 5. Die Tetrarchie 6. Hofzeremoniell 9. Neugliederung des Reiches 9. Steuerreform 10. Münzwesen 11. Preistarif 11. Heeresreform 12. Bauten 13. Bildende Kunst 15. Literatur 17. Plotin 17. Porphyrius 24. Seine Askese 27. Schrift gegen die Christen 28. Chaldäische Orakel und Theurgie 32. Hermetische Schriften 33. Jüdischer Einfluß 37. Zauberpapyri 38.	
2. Der Endkampf des Christentums	42
Wachsende Ausbreitung des Christentums 42. Kirchenbauten 43. Vereinzelte Konflikte 44. Edikt des Diokletian 45: seine Vorgeschichte 45. Galerius 46. Edikte gegen Verwandtenehen und Manichäer mit altrömischer Motivierung 47. Palastbrand und Unruhen. Zweites und drittes Edikt. 49. Blutige Verfolgung 50. Viertes Edikt 52. Abdankung des Diokletian und Maximian 53. Erhebung des Konstantin und des Maxentius 53. Die zweite Tetrarchie 54. Verfolgung unter Maximian 55. Toleranzedikt und Tod des Galerius 57. Weitere Verfolgung durch Maximian 58. Konstantin gegen Maxentius 59. Schlacht am Ponte Mollo 60. Legenden 60. Mailänder Toleranzbeschlüsse 62. Licinius' Sieg auf dem Campus Serenus 63. Maximians Tod 64. Des Licinius Rache, Diokletians Tod 64. Licinius gegen die Christen 65. Sein Sturz. Konstantin Alleinherrscher 66.	
3. Der Donatistenstreit	68
Gunstbeweise des Kaisers gegen die Christen in Afrika 68. Protest der Donatisten 69. Die Vorgeschichte 69. Wahl des Caecilian 70. Konstantin zur Entscheidung genötigt 71. Synode zu Rom (313) 72. Synode zu Arles (314) 74. Die Donatisten appellieren an den Kaiser 75. Entscheidung in Mailand (315) 77. Gesetze gegen die Donatisten 77. Zurückweichen der Regierung 78.	
4. Der arianische Streit bis zum Tode Konstantins	80
Das Vorspiel in Ägypten unter Dionysios v. Alexandria 80. Vorstoß der Sabellianer 81. Dionys von Rom hereingezogen 82. Apologie des alexandrinischen Dionys 83. Pietätsverhältnis zu Rom 84. Das Homousios 85. Paulus von Samosata Bischof von Antiochia 85. Synode von 268 in Antiochia setzt ihn ab 87. Seine Lehre 87. Homousios 88. Das meletianische Schisma 89. Bußvorschriften des Petrus von Alexandria 91. Opposition und Kirchengründung des Meletios 92.	

Arius wird angezeigt und verurteilt 93. Die Lukianisten für ihn 94. Seine Lehre 94. Alexanders Gegenthesen 97. Eingreifen der Lukianisten 99. Konstantin vermittelt durch Ossius 100. Synode zu Antiochia (324) 102. Generalsynode nach Nicaea (325) einberufen 103. Eröffnung 105. Das Homousios 106. Die Synode unterwirft sich 108. Die Opponenten 108. Die Kanones 109. Regelung der Osterberechnung 109. Staatliche Durchführung der Konzilsbeschlüsse 111. Schwierigkeiten in Ägypten und zweite Tagung von Nicaea (327) 111. Eustathios von Antiochia abgesetzt 113. Antiochenische Kanones 115. Alexander von Alexandria stirbt (328) 116. Athanasius gewählt 117. Meletianer gegen Athanasius 118. Arius nicht aufgenommen 119. Konstantin und Arius 119. Die „Ermordung“ des Arsenius 120. Synode zu Caesarea (334) von Athanasius abgelehnt 121. Synode zu Tyrus (335) 122. Athanasius flieht nach Konstantinopel 123. Kirchweih in Jerusalem 123. Athanasius nach Trier verbannt 124. Konstantins Tod 125.	
5. Konstantin	126
Grenzsicherung 126. Aufstand des Calocaeros 126. Crispus 126. Dalmatius und Hannibalianus 127. Verwaltungsreform 127. Reichs- und Hofämter 128. Heerwesen 129. Steuern 130. Münzwesen 130. Rechtsreform 132. Neue Gesetze 132. Augustus und Konstantin 134. Konstantinopel gegründet 134. Kirchenbauten in der Hauptstadt und in der Provinz 136: im Abendland 138. Verfall der Tempel 139. Zukunftsdeutung des Haruspex verboten 139. Der Tempel in Hispellum 140. Konstantins Stellung zum Christentum 141. Die Schlacht am Ponte Molle bei Christen und Heiden 141. Briefliche Äußerungen Konstantins 143. Zurückhaltung auf den Münzen 145. Konstantin als Prediger 147 und Theologe 149. Seine Bluturteile 152. Friede auf Erden 153.	
6. Der Geist der konstantinischen Zeit	154
Eusebius von Caesarea 154: Chronik 155. Praeparatio und Demonstratio evangelica 157. Apologetik 158. Bibelkommentare 159. Kirchengeschichte 159. Eusebs Kulturideal 161. Lebensbeschreibung Konstantins 161. Theophanie 162. Gregor der Wundertäter 162. Methodios von Olympos 163. Scriptores Historiae Augustae und Panegyriker 164. Arnobius 165. Laktantius 166: seine Apokalyptik 169. Optatianus Porphyrius 172.	
7. Die Epigonen	174
Konstantins Söhne 174. Erbteilung und Verwandtenmord 175. Tod Konstantins II. 176. Konstantius 176. Rückkehr der Verbannten 178. Athanasius in Alexandria 179. Eusebius von Nikomedia wird Bischof von Konstantinopel. Neue Absetzungen 179. Pistos „Arianerbischof“ in Alexandria 180. Anklagen gegen Athanasius 180. Verhandlungen mit Julius v. Rom 181. Athanasius vertrieben, Gregor in Alexandria (339) 182. Enzyklika des Athanasius 183: er geht	

nach Rom 184. Marcell von Ankyra 184. Julius schreibt an die Eusebianer 185. Antwort des Euseb 186. Römische Synode: Brief des Julius an die Orientalen 187. Marcell in Rom für rechthgläubig erklärt 190. Kirchweihsynode zu Antiochia 191. Die Bekenntnisformeln 191. Tod des Euseb von Konstantinopel. Unruhen in der Hauptstadt 193. Die „vierte antiochenische Formel“ 194. Synode von Serdika (342) 195: ihre Kanones 199; dieHuldigung für Rom 200. Protestaktion der Orientalen 201. Die abendländische Gesandtschaft in Antiochia 203. Gregor von Alexandria stirbt. Athanasius zurückberufen 203. Seine Heimkehr (346) 204. Die Formula makrostichos 205. Synode zu Mailand. Photin von Sirmium verurteilt 205. Athanasius bricht mit Marcell 206. Synode zu Sirmium (347). Ursacius und Valens schließen sich an Rom an 207.

8. **Konstantius als Alleinherrscher 208**
 Aufstand des Magnentius. Vetrano 208. Schlacht bei Mursa 209. Absetzung des Photin von Sirmium 210. Klagen gegen Athanasius 210. Liberius von Rom greift ein 211. Konstantius fordert Verdammung des Athanasius 212. Synode zu Mailand (355): die Oppositionsführer verbannt 213. Athanasius aus Alexandria vertrieben (356) 214: Georg eingesetzt 215. Der Caesar Gallus in Antiochia beseitigt 215. Julian an den Rhein geschickt 216. Die Einheitsformel von Sirmium (357) 217. Eudoxios von Antiochia 217 und der Neuarrianismus des Aëtios und Eunomios 218. Homousios als Stichwort der Gegner 219. Die Homoiouianer in Ankyra (358) 219. Athanasius und das Homousios 220. Basilius von Ankyra siegt über Eudoxios und seinen Anhang 222. Synode zu Sirmium (358) 222. Liberius unterwirft sich 223. Das „Homoiios“ von Sirmium 225. Doppelsynode zu Rimini und Seleukia (359). Rimini 225. Nike 227. Seleukia 228. Abschluß in Konstantinopel 230. Synode der Acacianer 230. Der Sieg des Homoiios 231. Neuer Perserkrieg 232. Julian zum Augustus ausgerufen 233. Tod des Konstantius 234.

9. **Der Geist der Epigonzeit 235**
 Gesetze gegen die alten Kulte 235. Konstantius in Rom 236. Kalender des Filocalus 237. Konstantinopel als neues Kulturzentrum 239. Themistios 239. Antiochia. Libanius 240. Athen und sein Studentenleben 241. Prohaeresios. Eunapios 242. Themistius und Libanius. Jamblichos 243. Christliche Literatur: Didymos der Blinde. Titus von Bostra 245. Kyrill von Jerusalem 246. Athanasius als Schriftsteller 247. Seine Erlösungslehre 248. Reden gegen die Arianer 250. Abendländer: Aurelius Victor. Nonius Marcellus 252. Aelius Donatus. Marius Victorinus 253. Chalcidius. Firmicus Maternus 256. Hilarius von Poitiers 257. Lucifer von Cagliari 260.

10. **Julian 262**
 Thronbesteigung 262. Jugend und Studium 263. Libanius. Maximus von Ephesus 264. Bruch mit dem Christentum 264.

Neugestaltung des Hoflebens. Ehrung des Senats 265. Ideale Bestrebungen. Erneuerung des Stadtwesens 266. Wiederherstellung der alten Kulte 266. Gewaltsamkeiten des Volkes 267. Rückkehr der verbannten Bischöfe 268. Athanasius 268. Alexandrinische Synode (362): das antiochenische Schisma 269. Das theologische Einigungsprogramm von Alexandria 270. Spaltung in Antiochia 271. Apollinaris von Laodicea 271. Lehre von der Homousie des Hl. Geistes 274. Maximus von Ephesus am Hof 275. Schärferes Auftreten gegen die Christen. Das Unterrichtsgesetz 276. Julian siedelt nach Antiochia über 278. Enttäuschungen 278. Julians neuplatonische Religion 279. Reformprogramm für das Priestertum 280. Das christliche Vorbild 281. Schikanen 282. Neubau des Jerusalemer Tempels 284. Unbeliebtheit bei den Antiochenern 285. Misopogon und Caesares 287. Der Perserfeldzug 288. Julians Tod. 290.

11. Der Kultus 292

Quellen der Liturgie 292. Das Kirchgebäude 293. Der Hauptgottesdienst: „Katechumenenmesse“ 293. Biblische Lesungen und Perikopenordnung 294. Predigten 294. Die „Gläubigenmesse“ 295. Das Opfer 298. Landschaftliche Verschiedenheiten 299. Abendländische Liturgien. Mailand 300. Rom. Schwinden der Epiklese 301. Der Opferakt als Mysterium 301. Reichere Ausgestaltung des Gottesdienstes: Kleidung 302. Die „Einzüge“ 303. Häufigkeit des Gottesdienstes 303. Laudes und Vesper 305. Die täglichen Gebetsstunden 306. Hymnen 307. Einfluß des Mönchtums. Nachtfeiern 307. Pilgerfahrten ins Heilige Land: der Pilger von Bordeaux 308. Aetheria 308. Bauten am Heiligen Grabe 309. Der Kult in Jerusalem: Der tägliche Gottesdienst 310. Sonntag 311. Osterzeit: das Fasten 312. Palmsonntag, Gründonnerstag 313. Karfreitag mit Kreuzesverehrung 314. Karsamstag und Osternacht: Taufe 315. Ostersonntag. Dauer der Fastenzeit 316. Fastengebete. Predigtreihen 318. Biblische Bildreihen 319. Beschreibungen bei Ambrosius, Prudentius, Paulinus von Nola 320. Epiphanie und Weihnachten 321. Ausbreitung der Epiphanie im Osten 321. Das Weihnachtsfest kommt zum Osten aus Rom 322. Weihnachten und Epiphanie im Westen 323. Ausgleich der Inhalte 325. Ungelöste Probleme 326. Ursprung der Epiphanie 327 und des Weihnachtsfestes 329. Heiligenfeste 329. Petrus- und Paulustag. Petri Stuhlfeier 320. Bischofstage 331. Der syrische Kalender von Nikomedia 332. Aposteltage des Ostens 334. Reliquienkult 335.

Literatur	337
Register	338
Zeittafel	347

Zusammenbruch und Neubau des Reiches

In den Jahren um 260, als Kaiser Valerianus in persische Gefangenschaft geriet und sein Sohn Gallienus sich gegen innere und äußere Feinde verzweifelt wehrte, wurde das lange Gefürchtete und immer wieder mit letzter Kraft Verhinderte schreckliche Wirklichkeit: das römische Reich brach in Trümmer.

Ein Trümmerfeld ist auch die historische Überlieferung dieser furchtbaren Zeit. Keine zusammenhängende Kunde, kein überragender Geist, der das tausendfältige Geschehen zum einheitlichen Bilde formte. Nur abgerissene Klagelaute von allen Enden der Welt trägt der Sturm der Zeiten an unser Ohr und läßt uns das Riesenmaß des Jammers ahnen.

Fränkische Scharen zogen rheinaufwärts, durchquerten Gallien und drangen in Spanien ein; Tarragona wurde erobert und geplündert. Zwölf Jahre lang hausten die Fremden in dem unglücklichen Land, ein Teil von ihnen fuhr sogar bei guter Gelegenheit nach Afrika hinüber: da geht uns dann die Spur verloren. Zweihundert Jahre lang hatte das gewaltige Bollwerk des Limes den rechtsrheinischen Winkel zwischen den Oberläufen des Rheins und der Donau geschützt. Jetzt überfluteten die Alemannen diesen Völkerdamm und setzten sich im Schwarzwald fest: seitdem ist der Limes für das Reich endgültig verloren. Aber die Alemannen blieben nicht ruhig am Rhein. Ein Heerzug fiel ins Rhonetal ein und gelangte plündernd bis ans Meer, ein anderer ging über die Alpen und zog durch Oberitalien hin und her, bedrohte sogar Ravenna und wurde schließlich von Gallienus bei Mailand besiegt. Goten im Bunde mit anderen Germanenstämmen, auch mit Sarmaten, verwüsteten die oberen Balkangegenden; aber sie fuhren auch über das Schwarze Meer und plünderten Trapezunt. Bald danach suchten sie die Städte am Bosphorus heim und setzten in den sech-

ziger Jahren diese Einfälle in stets wachsendem Ausmaß fort: alle Landschaften an der Seeküste hatten furchtbar zu leiden, und der Brand des ephesinischen Artemistempels (262) war ein Flammenzeichen des drohenden Untergangs der alten Mittelmeerkultur. Und immer neue Gotenscharen quollen aus den weit aufgerissenen Breschen der Grenze nun auch ins eigentliche Griechenland und lagerten sich vor Athen. In denselben Jahren ging die Ostgrenze des Reichs an die Perser verloren, und die Reiterschwärme der Orientalen überfielen die Weltstadt Antiochia und stießen weit ins östliche Kleinasien hinein.

Gallienus war trotz aller seiner Tapferkeit nicht imstande, die Fülle dieser von allen Seiten auf ihn eindringenden Gefahren zu meistern¹. So halfen sich die am schwersten bedrohten Gegenden selbst und bildeten in Unabhängigkeit, ja in Gegnerschaft gegen die Reichsregierung Staatskörper, welche imstande schienen, sich selbst zu schützen. Im Westen riefen die Legionen am Rhein den bewährten Kriegsmann Postumus zum Kaiser aus, und er wurde von den Heeren in Gallien, Britannien und Spanien anerkannt. Er machte Trier zu seiner Residenz und schirmte die Stadt durch eine Ringmauer, deren schönstes Tor, die Porta Nigra, noch heute eindrucksvolles Zeugnis von dem römischen Behauptungswillen jener Tage ablegt. Mochte aus dem Reich werden, was da wollte: hier im Westen sollte die römische Kultur jedenfalls erhalten bleiben. Und es ist dem Postumus gelungen, innerhalb eines gar nicht so eng begrenzten Gebiets äußere Sicherheit und innere Ordnung herzustellen, wenigstens für die 10 Jahre seiner Regierungszeit (258—268). Seine Nachfolger Victorinus und Tetricus waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen.

Im Osten wurde nach der Niederlage des Valerianus die reiche und mächtig gewordene Karawanenstadt Palmyra der Mittelpunkt eines neuen Staatsgebildes, das anfangs mit formeller Billigung Roms, dann aus eigener Machtvollkommenheit die Abwehrkräfte der Mittelmeerkultur an der Euphratgrenze organisierte. Der palmyrenische Patrizier Odaenath als an-

¹) Vgl. den Panegyricus 8 an Konstantius, cap. 10 ed.² Baehrens.

erkannter Vizekönig und nach seinem Tode seine Gattin Zenobia, die sich Augusta nannte und ihren minderjährigen Sohn Waballath zum Kaiser ausrufen ließ, begründeten ein Reich, das die Perser in Schach zu halten wußte und seine militärische Herrschaft von Syrien aus über Kleinasien und Ägypten vortrieb. Aber auch diese Herrlichkeit sollte nicht länger als ein Jahrzehnt Bestand haben.

Denn das Unglaubliche geschah, das Wunderbare wurde Wirklichkeit: das aus tausend Wunden blutende Reich faßte seine letzten Kräfte zusammen, schlug die schlimmsten Feinde zurück und fügte die schon abgetrennten Glieder dem Körper wieder ein. Kaiser Claudius vernichtete 268 am Gardasee ein alemannisches Heer und brachte im nächsten Jahr einem mehr als 300 000 Köpfe zählenden Gotenzug, der Griechenland und die nördlichen Balkanländer heimsuchte, eine so entsetzliche Niederlage bei, daß die Goten erst ein Jahrhundert später zu Völkerwanderungen in großem Stil wieder die Kraft fanden. Kaiser Aurelian stellte die Donaugrenze her und überließ die Provinz Dacia, Trajans ruhmvolle Eroberung, germanischen Stämmen als Siedlungsgebiet. Die Alemannen schlug er aus Oberitalien hinaus und wandte sich dann dem Osten zu. Überraschend schnell erlag Zenobias Macht dem Angriff Aurelians. Die Königin wurde gefangen und ihre Stadt, die sich dem Sieger nicht fügen wollte, zerstört (273). Wie herrlich sie war, lassen uns die mächtigen Bauten ahnen: der Haupttempel mit seinem weiten Hof, die langen, sich mehrfach kreuzenden Säulenstraßen, die kleinen Tempel, die Turmgräber, die zahlreichen Denkmäler einheimischer Bildniskunst; all das, was heut noch wie ein Traumgebilde, von Palmen umgeben, weit in die Wüste leuchtet.

Aurelian wandte sich dann dem Westreich zu: sein Kaiser Tetricus überlieferte es fast widerstandslos dem Stärkeren. So konnte Aurelian im Jahre 274 einen doppelten Triumph feiern und sich mit Recht als „Restitutor Imperii“ preisen lassen: er hatte im wahrsten Sinne des Wortes das Reich „wiederhergestellt“.

Sein himmlischer Helfer bei diesem Werk war der Sonnengott gewesen: er hatte in der Entscheidungsschlacht von Emesa die schon wankenden Reihen durch sein Erscheinen neu gefestigt und sie zum Siege geführt. Und Aurelian hat zum Dank dafür in der alten Sonnenstadt Emesa den Tempel des Elagabal fürstlich beschenkt und in Rom einen herrlichen Sonnentempel auf dem Campus Agrippae, d. h. beim Corso in der Gegend der Via Frattina, erbaut. Aber mochten auch die Bilder der palmyrenischen Baalim unter andern Beutestücken im Tempel stehen: es war nicht der Gott Elagabals und seiner Stammesgenossen, dem die Verehrung des Aurelian geweiht war. Römisch war das Bild des Sol Invictus, des „Unbesiegbaren Sonnengottes“, den Aurelian auf seine Münzen prägen ließ, römisch das Pontifikalkollegium, das den Kult verwaltete, römisch auch die Stiftung der Spiele am Fest der Wintersonnenwende¹. Der alle Völker mit seinen Strahlen beleuchtende und der Macht des römischen Kaisertums unterwerfende Sonnengott als himmlischer Schützer des Reiches war es, dem Aurelian vor aller Welt huldigte: nicht einem irgendwie begrenzten Gotteswesen galt der Kult, sondern dem einen einzigen Gott, der, ob auch unter tausend Gestalten erkennbar, doch seine höchste Offenbarung in der Wesenheit der Sonne spendet. Antiker Monotheismus in der Form nationalrömischen Sonnenkultes schafft das Bild des neuen Reichsgottes². Ein Gott, ein Reich, ein Kaiser — diesem Ziel strebte Aurelian zu.

So wollte er denn nach den entscheidenden militärischen Erfolgen auch die Schäden der Wirtschaft bekämpfen. Er tat die ersten Schritte zur Verbesserung des Münzwesens, förderte die Bodenkultur und wehrte den erpresserischen Praktiken der Provinzialbürokratie: verheißungsvolle Anfänge verbanden sich mit Plänen zu weiterer Sicherung der Grenzen. Da schnitt der Mordstahl einer Verschworenengruppe im August 275 alle Hoffnungen ab. Rom hat bis auf den heutigen Tag ein mächtiges Denkmal seines Wirkens erhalten: die Stadtmauer, die er

¹) G. Wissowa, Religion und Kultus d. Römer² 367. F. Cumont, Oriental. Religionen³ 104. ²) Vgl. Bd. 2, 22 f.

zur Abwehr kommender Angriffe um die bis dahin offene Großstadt zog. Es war doch ein bedrückendes Zeichen der Zeit: früher waren die Limeswälle an Rhein und Donau und die Kastelle der syrischen Wüste Roms Mauern gewesen!

Nach Aurelians Tode folgen neun Jahre mit sieben Kaisern und Gegenkaisern, Jahre voll Unruhe und Not, auch durch Grenzkämpfe und fremde Raubeinfälle schmerzlich gezeichnet. Aber es kam nicht zu einem großen Völkerzug: die Sorgen der sechziger Jahre kehrten nicht wieder. So blieb trotz allem die Einheit des Reiches gewahrt, als nach der Ermordung des Numerianus am 17. November 284 ein Mann vom Heere des Ostens zum Kaiser ausgerufen wurde, der den Willen und die Kraft besaß, das Werk Aurelians fortzusetzen — und dem dazu eine Regierungszeit von 20 Jahren beschieden war. Dieser Mann nannte sich Caius Aurelius Valerius Diocletianus und war bei seiner Ernennung Kommandant der kaiserlichen Leibwache. Er stammte aus Dalmatien, hieß von Hause aus Diokles und hatte sich an verschiedenen Fronten vom einfachen Soldaten zum Offizier emporgedient, war dann in höhere Kommandostellen gelangt und hatte schließlich die erwähnte Vertrauensstellung in der nächsten Umgebung des Kaisers Carus und seines Sohnes Numerianus erhalten¹. Der Bruder des Ermordeten, Carinus, der als Augustus im Westen gebot, wandte sich mit seinen Truppen gegen den neuen Herrscher und war schon im Begriff, ihn niederzuwerfen, als auch ihn ein Mörder fällte. Jetzt erst war Diokletians Herrschaft unbestritten; und die Anhänger der gestürzten Dynastie versöhnte er, indem er sie in ihren Stellungen beließ. Die kriegerischen Aufgaben im Westen, die Carinus um seiner Krone willen im Stich gelassen hatte, übertrug er einem illyrischen Landsmann und jüngeren Kameraden, dem Pannonier Maximian, den er als M. Aurelius Valerius Maximianus zu seinem Bruder erhob und mit dem Titel Caesar schmückte.

Da beiden Männern ein irdischer Stammbaum fehlte, wurde er aus dem Himmel geholt, und Diokletian nannte sich den Ab-

¹) Prosopogr. Imp. Rom. 1², 332 Nr. 1627.

kömmling Jupiters „Jovius“, während Maximian sich begnügen mußte, „Herculius“ genannt zu werden: damit wurde zugleich das Verhältnis der beiden zueinander eindeutig bezeichnet, und zwar wirklich den Tatsachen entsprechend, auch wenn Maximian bald danach (wir wissen nicht genau, in welcher Form) den Augustustitel annahm und staatsrechtlich damit dem Älteren gleichgestellt war. Der rohe Landsknecht hat sich immer als der Untergeordnete gefühlt und die geistige Überlegenheit Diokletians anerkannt. Es gelang ihm, die Germanenstämme am Oberrhein zurückzuweisen und einen höchst gefährlichen Bauernaufstand der sogenannten Bagauden in Gallien niederzuwerfen. Aber er konnte es nicht verhindern, daß der keltische Kommandant der Rheinflotte, Carausius, sich selbständig machte und nach dem Vorbild des Postumus eine eigene Herrschaft von England aus aufrichtete, die man einstweilen durch scheinbare Anerkennung unschädlich zu machen versuchte.

Am 1. März 293 wurde das Reichsregiment endgültig ausgebaut, so wie es den militärischen Absichten und den staatsrechtlichen Gedanken Diokletians entsprach. Er selbst und Maximian waren die regierenden Kaiser, die zwar nicht rechtlich, wohl aber tatsächlich die Herrschaft räumlich teilten: Diokletian regierte im Osten, Maximian im Westen. Um die Nachfolge sicherzustellen, suchte sich jeder Augustus einen Kronprinzen, der den Titel „Caesar“ führte und im Auftrag seines Kaisers ein bestimmtes Gebiet betreute. Beide Caesaren wurden überdies Adoptiv- und Schwiegersöhne ihrer Augusti. Diokletian wählte wieder einen Illyrier, C. Galerius Valerius Maximianus, und wies ihm das Donaugebiet als Wirkungsbereich zu. Maximians Caesar, M. Flavius Valerius Constantius, scheint gleichfalls Illyrier unbekannter Herkunft gewesen zu sein: erst später hat man ihm als dem Vater des großen Konstantin vornehme Abkunft angedichtet. Ihm wurden Gallien und Britannien zugeteilt¹.

Seine erste Aufgabe war die Überwindung des Carausius.

¹) Vgl. E. Stein, Geschichte des spätrömischen Reiches 1, 99.

Er hat zunächst Boulogne und Umgebung samt dem Rheinmündungsgebiet zurückerobert und dann zwei Jahre auf den Bau einer Flotte verwendet, mit der er 296 das britannische Gebiet wiedergewann. Auch gegen Franken und Alemannen hatte er beträchtliche Erfolge, so daß er um die Jahrhundertwende den ihm anvertrauten Reichsteil — Gallien und Britannien — sicher in der Hand hielt. Unterdessen hatte Maximian in Afrika gekämpft und Galerius in jahrelangem Ringen die Donaugrenze geschützt und zwischen Donau, Drau und Plattensee ein weites Siedlungsgebiet angelegt, auf dem er Grenzvölker seßhaft machte und das als neue Provinz Valeria genannt wurde.

Diokletian, der die kriegerischen Aufgaben meist seinen Kollegen zu überlassen pflegte, mußte doch im Jahre 295 nach Ägypten ziehen, wo ein gefährlicher Aufstand zur Schilderhebung eines Gegenkaisers Achilleus geführt hatte. Acht Monate dauerte der Feldzug: dann erst wurde Alexandria erobert und Achilleus getötet. Das aufrührerische Land und seine Hauptstadt wurden mit grausamer Strenge bestraft, aber dann durch kluge Maßnahmen auf den Gebieten der Verwaltung und des Grenzschutzes beruhigt. Inzwischen drohte Gefahr von den Persern, und Diokletian sandte den Galerius ins mesopotamische Gebiet, wo er eine schwere Niederlage erlitt. Aber im nächsten Jahr (297) kam er mit den erprobten Truppen seiner Donauländer wieder und schlug die Perser entscheidend in den armenischen Bergen. Der darauf folgende Friede bescherte dem Reich Gebietserweiterung am oberen Euphrat und Tigris bis nahe an den Wansee, maßgebenden Einfluß auf Nordarmenien und Ruhe vor persischen Angriffen auf lange Zeit. In Saloniki ist ein Triumphbogen erhalten, der den Ruhm dieses glücklichen Feldzuges in plastischen Bildern verkündet.

Durch alle diese militärischen Unternehmungen ist das Entscheidende erreicht worden: das Reich erhielt wieder einen Grenzschutz, der eine erhebliche Sicherheit für das Ganze verbürgte und als durchaus wirkungsvoll bezeichnet werden muß, wenn man die Verhältnisse um die Mitte des Jahrhunderts zum Vergleich heranzieht. Aber um diesen Erfolg zu gewinnen, war

eine ganz bedeutende Vermehrung des Heeres notwendig gewesen, und diese wiederum konnte nur bei einer Erhöhung der Staatseinnahmen durchgeführt werden. Dazu gehörte Sicherung der inneren Verhältnisse und eine straffe, planmäßig gehandhabte Zügelführung: mit Bürgerkriegen und oppositionellen Kaiserproklamationen mußte endgültig Schluß gemacht werden. Das alles war nur möglich bei einem völligen Neubau des ganzen Staatswesens. Diokletian sah das ein und handelte danach.

Das Kaisertum teilte er, zunächst wohl, weil er einen General brauchte, der ihm seine Kriege führte: und dieser wäre sonst vom Heere zum Gegenkaiser ausgerufen worden, wenn er sich bewährt hätte. So gab er ihm gleich und freiwillig, was er ihm später nur mit Waffengewalt hätte verweigern können. Diokletians geistige Überlegenheit, die der andere willig anerkannte, sicherte die Einheitlichkeit des Regiments. Darum konnte auch ohne Schaden im Widerspruch mit dem altrömischen Prinzip der Kollegialität dem zweiten Kaiser eine Hälfte des Reichs als Sondergebiet überlassen werden. Die Ernennung zweier Kronprinzen entsprang ebenfalls der Sorge um die Sicherstellung des neuen Kaisertums. Es wurde dem sohnlosen Augustus nicht schwer, den Gedanken einer erblichen Monarchie zu verwerfen und die Auswahl der Nachfolger unter den Gesichtspunkt erprobter Tüchtigkeit zu stellen. Dem Maximianus, der einen damals 13jährigen Sohn Maxentius hatte, wird die Zustimmung dazu sauer geworden sein. Die militärische und verwaltende Tätigkeit dieser „Caesaren“ fließt nicht aus ihrer Stellung — ein Kronprinz als solcher hat kein Amt — sondern erfolgt im Auftrag und in Vertretung des Augustus. Die Würde des Kaisertums hat Diokletian mit klugem Bedacht durch äußere Mittel über die Stellung der Herkönige der vergangenen Jahrzehnte gehoben. Der mythische Glanz des früheren Gottkönigtums war blaß geworden: es lebten zuviel militärische und zivile Zeitgenossen, die sich an den abgehauenen Köpfen solcher „Götter“ erfreut hatten. So griff der Menschenkenner zu der stets wirksamen Realität des Zeremoniells. Er trug orientalische Prachtkleider aus Seide mit

Purpur- und Goldverzierung, entsprechende Schuhe und reichen Perlenschmuck. Wer in Audienz vor ihm erschien, mußte die persische Form der Huldigung leisten, nämlich mit gebeugten Knien den kaiserlichen Purpur küssen¹: die amtliche Bezeichnung dafür war „anbeten“. Da wurde der Sinn der schon seit Aurelian begegnenden Münzwidmung „unserem Herrn und Gott“ augenscheinlich. Das war die Rhetorik der Untertanen. Von Selbstvergötterung des Kaisers kann man bei Diokletian nicht sprechen: dazu war er, von allem andern abgesehen, ein viel zu nüchtern denkender Mensch. Aber er wußte sich ebenso wie Aurelian als den von der Gottheit zum Regiment Auserwählten und darum im höchsten Schutz und Auftrag Stehenden²: und das gab ihm die moralische Autorität.

Die Verwaltung des Reiches erfuhr eine völlige Umgestaltung, deren Grundlage eine Neugliederung der geographischen Bezirke war. Die bisherigen Provinzen wurden in beträchtlich kleinere Einheiten zerschlagen; aus konstantinischer Zeit ist uns ein Verzeichnis erhalten³, das 96 dieser neuen Provinzen nennt; auch Italien macht jetzt keine Ausnahme mehr und ist in mindestens 9 Provinzen aufgeteilt. Als höhere Verwaltungseinheit faßt die „Diözese“ eine Anzahl solcher Provinzen zusammen: es gibt 12 Diözesen des römischen Reiches, auf die sich also die genannten 96 Provinzen verteilen. An der Spitze der Provinzen stehen Prokonsuln, Konsulare oder „Korrektoren“ senatorischen Standes, oder Praesides, die aus dem Ritterstande genommen sind: die Diözese leitet der Vikar, also rechtlich der „Stellvertreter“ des Reichskanzlers. Dieser selbst führt den Titel Praefectus Praetorio, d. h. Gardekommandant, und hat unter Diokletian auch noch militärische Kommandogewalt; erst Konstantin hat ihn zum reinen Zivilbeamten gemacht⁴. Jeder Kaiser ernennt einen Reichskanzler als das Haupt

¹) Gothofredus zu Cod. Theod. 6, 8. Alföldi, Römische Mitteilungen 1934, 6 ff. ²) A. D. Nock in Harvard Theol. Review 1930, 264. Norman H. Baynes in Journ. of Roman Studies 1935, 83 f. ³) Der Laetereulus Veronensis, ediert bei Seeck Notitia dignitatum (1876) S. 247 bis 253. Mommsen, Ges. Schriften 5, 561—588. ⁴) Mommsen, Ges. Schriften 6, 266.

seiner Regierung, und die Reichweite dieses höchsten Beamten läuft der seines kaiserlichen Herrn¹ parallel.

Zugleich mit dieser Neuabgrenzung der Verwaltungsbezirke, die in ständigem Hinblick auf die Steuerfrage unternommen war, wurde auch ein neues Steuerprinzip ausgedacht, welches eine gleichmäßige Erfassung der Steuerobjekte mit den einfachsten Mitteln ermöglichen sollte². Da der wichtigste Teil des Steuereinkommens in Naturallieferungen bestand, wurde der gesamte fruchttragende Boden des Reiches nach einem ziemlich grobschlächtigen Schema in gleichwertig gerechnete Steuerflächen und auf ihnen wohnende Arbeitskräfte eingeteilt: Boden und Menschen zusammen bildeten eine steuerliche Einheit: „jugum“ und „caput“. So konnten nun die alljährlich angeordneten Steuersummen schnell nach der Zahl der Steuereinheiten auf die Diözesen und Provinzen verteilt und von da an die Stadtverwaltungen weitergegeben werden. Hier kannte man die Einzelheiten der Steuerflächen des Landbezirkes und vermochte sofort zu berechnen, was jeder Grundbesitzer zu zahlen hatte. Hier saßen auch die Mitglieder des Gemeinderates, die Decurionen, deren Familien mit der erblichen Würde ihres Standes zugleich die Verpflichtung der persönlichen Haftung für das Eingehen der gesamten angeforderten Steuern übernommen hatten. So war das ganze Reich mit einem ganz engmaschigen Netz überzogen, aus dem zu entweichen äußerst schwierig war. Diokletian hat seinen Zweck erreicht und viel höhere Summen herausgeholt als seine Vorgänger. Aber weil der Druck einigermaßen gleichmäßig verteilt war und nicht ruckweise einsetzte, wurde die neue Methode als wesentliche Besserung auch von den Untertanen begrüßt³: und wenn man die Wirrsale und Nöte der vergangenen Jahrzehnte vergleicht, muß man dem Urteil zustimmen.

Weniger erfolgreich waren Diokletians Versuche zur Hebung des Wirtschaftslebens und damit der Produktionskraft

¹) Mommsen, Ges. Schriften 6, 284 ff. ²) Seeck bei Pauly-Wis-sowa 3, 1513—21; Rostovtzeff, Gesellschaft und Wirtschaft 2, 225 ff.
³) Vgl. Wilcken im Archiv f. Papyrusforschung 11 (1935), 312 f.

des Reiches. Er hat sich ernstlich vorgenommen, die völlig zerrütteten Währungsverhältnisse zu bessern, hat dem Goldstück, dessen schwankender Wert bisher mit der Waage bestimmt wurde, wieder ein festes Gewicht geben wollen: aber er wurde selbst an seinen Ansätzen irre und änderte immer wieder. Im Gegensatz zu den durch Legierung völlig heruntergebrachten Denaren prägte er eine neue Münze aus reinem Silber, das Miliarensis, das etwa einem Schweizer Franken alter Währung entspricht, und eine Legierungsmünze, den Follis, im Wert von 3—4 Pfennigen. Aber die schnell aufeinander folgenden Reformen dieses neuen Münzsystems zeigen, daß es seinen Zweck nicht erreichte, und es gibt Anzeichen dafür, daß falsche Währungsmaßnahmen an manchen Orten die Verwirrung noch steigerten. Da versuchte der Kaiser, der Teuerung mitsamt all den Nebenerscheinungen einer Inflationswirtschaft auf dem Wege der Gesetzgebung Halt zu gebieten und erließ im Jahre 301 das berühmte Edikt¹ zur Regelung der Marktpreise.

In der Einleitung wird kräftig auf die Habsucht der Leute gescholten, die durch hemmungslose Preistreiberien die Teuerung verschulden, und dann einem jeden die Todesstrafe angedroht, der die im folgenden Verzeichnis angegebenen Höchstpreise fordernd oder zahlend überschreite. Demselben Urteil verfällt der Kaufmann, der seine Waren zurückhält. Es können auch etwaige Transportkosten einen Aufschlag auf die festgesetzten Preise nicht rechtfertigen, denn der Tarif gilt für das gesamte Reich ohne Ausnahme. Und nun folgt in langer Reihe, kapitelweise zusammengefaßt, die Fülle der Waren, beginnend mit Hülsenfrüchten, Wein, Öl und Fleisch, und dann alle Gebiete menschlicher Bedürfnisse und Wünsche durchmessend. Aber nicht nur die Höchstpreise der Gegenstände werden festgesetzt, sondern auch der Maximalwert von Gold und Silber: was in gewissem Sinn eine Stabilisierung der Währung bedeutet. Dann folgen ganz logisch und wirtschaftlich richtig auch

¹) CIL III p. 801. Vgl. Dessau, Inscr. latin. 642. Mommsen u. Blümner. Der Maximaltarif des Diocletian 1893. Blümner bei Pauly-Wissowa 5, 1948—1957.

die Löhne. Rasieren kostet 4 Pfennige, der Eseltreiber erhält für einen Tag 36 Pf. außer seinem Brot mit Oliven, der Oberlehrer für Sprach- oder Geometrieunterricht von jedem Schüler monatlich 3,60 Reichsmark und der Advokat für einen Prozeß 18 Reichsmark. Nimmt man dazu, daß der Zentner Weizen 6,43 Reichsmark, das Pfund Rindfleisch 22 Pf., das Liter Olivenöl 32 Pf. und mehr, das Pfund Butter 44 Pf. kostet, so kann man sich ein zutreffendes Bild der damaligen Kosten des Lebensunterhaltes machen und ausrechnen, wieviel von den übrigen Herrlichkeiten der Liste sich ein Arbeiter, Kleinbürger oder Gelehrter leisten konnte — und wieviel ein Bischof seinen Diakonen zur Verfügung stellen mußte, um täglich 100 Arme zu speisen. Es soheint festzustehen, daß dieses Edikt tatsächlich nur im Osten zur Auswirkung gekommen ist, und ebenso, daß es trotz aller Schärfe in der Durchführung seiner Strafbestimmungen keinen Erfolg gehabt hat¹.

Man darf Diokletian deswegen nicht schelten: er ist weder der Erste noch der Letzte gewesen, der ehrlich geglaubt hat, durch Gesetze mit scharfen Strafbestimmungen ein erkranktes Wirtschaftsleben zur Gesundung bringen zu können. Aber so viel ist ihm doch gelungen, daß er eine Beruhigung der inneren Verhältnisse des Reiches erzielte und so viel Steuern regelmäßig herausholte, daß er die unabweisbare Vermehrung der Streitkräfte durchführen und dauernd aufrechterhalten konnte.

Das Heer wurde jetzt der Aufsicht der Provinzialstatthalter entzogen und neu aufgebaut²: jede Grenzprovinz erhielt zwei Legionen unter einem Brigadegeneral (Dux) als ständigen Schutz, und wenn auch die neuen Legionen kleiner waren als die alten, so bewirkte doch allein schon die Durchführung dieser Maßnahme zwar nicht eine Verdoppelung, aber doch eine gewaltige Erhöhung des Mannschaftsbestandes. Denn die Grenztruppen wurden so stark gemacht, daß man aus ihnen mobile Truppenkörper abzweigen und den Operationsarmeen eingliedern konnte, welche für jeden Feldzug besonders zu-

¹) Lactant. mort. 7, 6—7. ²) Ritterling bei Pauly-Wissowa 12, 1348—1367. E. Stein, Gesch. d. spätröm. Reiches 6, 106 ff.

sammengestellt und mit den Begleittruppen des kaiserlichen Hoflagers vereinigt wurden. Allmählich erst sind dann diese Feldarmeen eine Dauereinrichtung geworden, und man unterschied ihre Angehörigen als Gardisten (Comitatenses) von den Grenztruppen (Limitanei). Die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Verstärkung der militärischen Schlagkraft wird durch den sichtlichen Erfolg bewiesen, und dadurch erledigen sich die Vorwürfe eines sinnlosen Militarismus, den unfreundliche Kritiker gegen Diokletian erheben¹.

Aber auch die von derselben Seite an ihm bemängelte „grenzenlose Bauwut“ wird durch die uns bekannten Tatsachen nicht bestätigt. Er baute gern und prächtig, aber immer mit vernünftiger Überlegung und Zwecksetzung. Da er seinen besonderen Regierungsteil im Osten gewählt hatte, so war es sachlich wohl begründet, daß er nicht die Weltstadt Antiochia oder gar Alexandria zur Residenz bestimmte, sondern sich einen nahe am Bosphorus gelegenen Platz aussuchte. Nachdem seine Wahl auf Nikomedia gefallen war, stattete er diesen Ort mit all den Baulichkeiten aus, die für den Wohnsitz des Kaisers unerläßlich waren: und dazu gehörten nicht nur die Paläste für den Herrscher und seine Familie, sondern auch öffentliche Bauten wie Basiliken, Bäder und Theater. Das unerreichbare Ziel, Nikomedia Rom gleichzumachen, hat er sicherlich nicht im Auge gehabt: so etwas hat erst Konstantin beim Bau seiner Hauptstadt vorgeschwebt, und ihm haben es die christlichen Berichterstat-ter nicht verübelt. Übrigens besitzt Rom in der großen Thermenanlage auf dem Viminal ein Denkmal diokletianischer Stiftung, dessen mächtige Reste Michelangelo zur Kirche ausgestaltet hat. Und Antiochia, wo die Kaiser aus militärischen und politischen Gründen doch öfter als ihnen lieb war, wenn auch stets nur vorübergehend, Wohnung nehmen mußten, hat eine ganze Reihe stattlicher Bauten durch Diokletian bekommen².

Zwei seiner Palastbauten sind uns in Überresten erhalten: der eine ist eine bescheidene Anlage, ein Militärlager in Pal-

¹) Lactant. mort. 7, 2. 3. 8. 9. ²) Malalas Chron. 12 p. 306—308. Paneg. Eumenii pro inst. schol. 18, 1. 4. Zosim. hist. 2, 34, 2.

myra mit Repräsentationsräumen für den Oberkommandierenden, vermutlich für den Kaiser selbst, der 296/297 bei den Euphratruppen weilte, während Galerius den Vorstoß von Armenien aus leitete¹. Der andere ist der gleichfalls nach dem Grundriß des römischen Lagers angelegte Ruhesitz, den sich Diokletian an der Adria baute. Der prachtvolle Palast bildet ein Rechteck von 215 × 180 Meter Seitenlänge und blickt mit einer säulengeschmückten Wandelhalle aufs Meer hinaus. Hinter ihr liegen die kaiserlichen Wohnräume und Prunksäle, zu denen man auf der Hauptstraße durch einen höchst dekorativen Vorplatz mit Portalanlage gelangt. Heute füllen die Häuser der Stadt Spalato den ganzen Raum, und aus dem kuppelgedeckten Rundbau, den der Kaiser für seine Grabanlage bestimmt hat, ist im Laufe des Mittelalters ein der Jungfrau Maria geweihter Dom geworden.

Aber wir hören auch von Waffenfabriken, von Stadtbefestigungen und dem Bau zahlreicher Grenzkastelle. Vor allem trägt eine mächtige Straßenanlage am östlichen „Limes“ Diokletians Namen (Strata Diocletiana), die vom Euphrat bis Sura südwärts laufend Palmyra berührt und von da nach Damaskus geht, während eine Abzweigung sich auf halbem Wege südlich nach Basra wendet². Hier waren in angemessenen Abständen Grenzkastelle erbaut oder wiederhergestellt, die durch jene Straße miteinander verbunden waren: hier war für Diokletian die Ostgrenze des Reichs gegen die Wüste und die hinter ihr drohenden Perser.

Mit dem Regierungsantritt Diokletians beginnt nach einem Jahrhundert der Dürre eine neue Blütezeit für die monumentale Baukunst. Die zunehmende Beruhigung des wirtschaftlichen Lebens bei steigender Sicherheit der Grenzen gibt Gelegenheiten zu großzügigem Schaffen, als dessen stolzestes Denkmal die von Maxentius begonnene und von Konstantin vollendete Basilika auf dem römischen Forum gelten darf. Was da heute in mächtigen Wölbungen sich türmt, ist freilich nur

¹) Datum der Erbauung zwischen 293 und 303: J. Cantineau, *Inventaire des Inscr. de Palmyre* 6 nr. 2. ²) Dunand in *Revue biblique* 1931, 227—248, 416—434. A. Poidebard, *La trace de Rome dans le désert de Syrie* 1934. Fabricius bei Pauly-Wissowa 13, 654 ff.

noch ein Drittel der ursprünglichen Anlage, aber auch so noch von überwältigender Majestät. Bramante hat daran gelernt, die Peterskirche zu bauen.

Auch das historische Relief, das seit dem Bogen des Septimius Severus auf dem Forum Romanum (203) nicht mehr zu spüren ist, erwacht aus seinem Schlummer. Auf seinem Triumphbogen in Saloniki erzählt Galerius von dem Perserkrieg des Jahres 297 in lebendigen Bildreihen, welche die große Tradition dieser Kunstgattung würdig fortsetzen und in gewissem Sinne abschließen. Denn auf dem nächstfolgenden Werk dieser Art, dem römischen Konstantinsbogen, breitet eine aus frischem Volksempfinden emporquellende Kunst den Reichtum ihrer Gestaltungskraft vor uns aus, ohne sich um überlieferte Formen und Inhalte zu kümmern.

Ein reiches Feld der Betätigung hat die amtliche und die private Kunstübung während des ganzen 3. Jahrhunderts in der Sarkophagplastik gefunden. In Attika und in Kleinasien, vornehmlich in Ephesus und am Schwarzen Meer, werden prächtige vierseitig geschmückte Marmorsärge hergestellt und weithin, auch nach Italien und darüber hinaus verschickt: aber der wirtschaftliche Zusammenbruch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts macht diesem Prozeß ein Ende¹. Um dieselbe Zeit steigt die stadtrömische Produktion auf diesem Gebiet und bringt eine reiche Sarkophagplastik zur Entfaltung, die durch Ausfuhr von Werkstücken und Künstlern im Laufe der Folgezeit das ganze Abendland in ihren Bann zwingt. Auch hier herrscht eine Tradition, welche klassizistische Stimmungen der späten Antoninenzeit fortsetzt und sich an prächtigen Löwenjagden und Schlachtenbildern mit Menschen- und Pferdegewühl erfreut. Aber gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts wird eine barocke Manier Mode, die sich an wilder Unruhe der Bewegungen, an flatternden Gewändern und flammenartig züngelnden Haaren berauscht². Ihre Wirkung ist weithin zu verfolgen und

¹) G. Rodenwaldt, Der Klinensarkophag von S. Lorenzo im Jahrb. d. Arch. Inst. 1930, 183—189. ²) Rodenwaldt, Zur Kunstgeschichte der Jahre 220—270 im Jahrb. d. Arch. Inst. 1936, 82—113.

macht sich vielleicht an dem seltsamen Rundtempelchen in Baalbek ebenso geltend, wie sie in dem Aufbau und der Ornamentik der rheinischen Denkmäler von Neumagen zutage tritt.

Dagegen sind die Neumagener Relieftafeln selbst Zeugnisse einer ganz hochwertigen Provinzialkunst, die mit einer überraschenden Frische ins volle Menschenleben an Rhein und Mosel hineingreift und mit sichtlichem Behagen am Stoff von Pachtzahlen und Kornausladen, Lateinlernen und Moselweintrinken zu erzählen weiß¹. Auch in der römischen Porträtkunst macht sich das natürliche Empfinden römischen Wesens während des 3. Jahrhunderts in mehrfachen kräftigen Vorstößen geltend. An die Stelle der antoninischen Stilisierung mit Vollbart, Lockenhaupt und idealisierten Gesichtszügen tritt schon bei Caracalla (211—217) ein derber Naturalismus und seit Severus Alexander (222—235) eine schlichte Einfachheit², die sich bei seinen Nachfolgern bis Valerianus (253—260) fortsetzt und nach einer kurzen Unterbrechung von Diokletian und seinen Mitregenten kräftig wiederaufgenommen wird. Aber wenn auch in der Zeit des Gallienus (260—268) eine Reaktion auftritt, der Philosophenbart wieder Mode wird, und die Sarkophagplastik sogar die göttlichen Musen oder irdische Männer und Frauen um einen lehrenden Philosophen gruppiert³: es bricht doch der Geist der Spätantike durch die klassizistische Gestaltung und wird in dem Nachlassen des plastischen Empfindens, der frontalen Darstellung der Hauptperson, der zentralisierenden Anordnung des Gesamtbildes erkennbar. Auch in der bildenden Kunst versinkt das Alte, und eine neue Zeit bahnt sich an.

Die Nöte der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts nahmen auch der Literatur den Atem. Dichter gab es schon lange nicht mehr, und selbst die Versschmiede wurden jetzt selten. Die Geschichtschreibung war dürftig und ist verdienstermaßen zugrunde gegangen: ihr bester Vertreter scheint noch der Athener Dexippos gewesen zu sein, der seine Vaterstadt als Kom-

¹) W. v. Massow, Die Grabmäler von Neumagen 1932. ²) L'Orange, Studien zur Geschichte der spätantiken Porträts 1933 Taf. 1 ³) Rodenwaldt im Jahrb. d. arch. Inst. 1936 Taf. 5. 6.

mandant erfolgreich gegen die Goten verteidigt hat. Auch die als Handwerk natürlich weiterlebende Rhetorik brachte nichts mehr hervor, was sich der vorigen Periode vergleichen ließe: höchstens die erotische Romanliteratur hat vielleicht um diese Zeit einiges geschaffen, was den Leser über trübe Stunden hinwegschmeicheln konnte. Als Persönlichkeit erregt der Rhetor, Philosoph und Philologe Longinus unser Interesse, da er als Berater der Zenobia in die Geschichte eingegriffen hat und dieses Heraustreten aus gelehrter Beschaulichkeit mit dem Leben bezahlen mußte. Auch die Wissenschaften standen still, mit Ausnahme der Mathematik, die gerade damals in den beiden Alexandrinern Pappos und Diophantos bedeutende Vertreter fand.

Was diese Zeit an geistiger Kraft besaß, konzentrierte sich in der Philosophie des Plotin: er war der letzte Denker der Antike, der als anerkanntes Schulhaupt die Geister beherrschte, und seine Wirkung ist von gewaltigem Ausmaß gewesen und zittert bis in unsere Tage nach. Aber durch seinen Mund spricht ein Größerer, der „göttliche Plato“, dessen ehrfürchtiger Schüler und Deuter er sein will und auch wirklich ist. Was die absinkende Antike schon seit mehr als einem Jahrhundert aus Plato an Lebenselementen geschöpft hatte, das vereinigte sich in Plotin wie in einer optischen Linse und wurde von ihm in die Nachwelt wieder ausgestrahlt. Er sog aus Platos Schriften eine philosophische Dogmatik, die zu lebendigem Glauben wurde und ihre Jünger, Männer und Frauen, von der dunkeln Erde zu den Sternen trug und sie darüber hinaus zu unaussprechlicher Gottesgemeinschaft leitete.

Sein Neuplatonismus ist die Religion der kultiviertesten Kreise der Spätantike, und als solche tritt sie auch dem Christentum entgegen. Wenn man die Bildhaftigkeit und künstlerische Vollendung der platonischen Dialoge mit der abstrakten Gelehrtensprache der schnell hingeworfenen Traktate Plotins vergleicht, so tritt der Gegensatz der beiden Kulturperioden scharf ins Bewußtsein. Plotin weiß, daß er kein Künstler ist und will es auch gar nicht sein. Er ist eigentlich auch kein Schriftsteller, so wenig wie Epiktet. Nur das Drän-

gen der Schüler, die Praxis des Lehrbetriebs, hat ihm die Aufzeichnungen abgerungen, und die Schwierigkeit dieser Produktion ist in der Vorrede ihres Sammlers, des Porphyrius, deutlich zum Ausdruck gekommen. Die Wirkung dieser Traktate liegt auch nicht vornehmlich in ihren Worten, ihren Beweisen oder den fast im luftleeren Raum sich vollziehenden Denkopoperationen begründet, sondern in der Persönlichkeit des Menschen Plotin, die bei aller scheuen Zurückhaltung doch durch all das krause Gewirr siegreich hindurchleuchtet und selten, dann aber auch mit hinreißender Gewalt, zur vollen Erscheinung gelangt.

In seinem Traktat gegen die christlichen Gnostiker¹ kann man ihn kennenlernen. Es ist nicht wahr, daß diese Welt vom Übel sei und der Schöpfertätigkeit eines minderwertigen Demiurgen ihr Dasein verdanke. Sie ist überhaupt nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt geschaffen, sondern ist ewig in abgestufter Ausstrahlung von oben geworden. Sie ist gut und schön und herrlich und könnte gar nicht besser sein. Man darf nur nicht auf Einzelheiten starr hinblicken, sondern muß das Ganze ins Auge fassen und die Fülle des Schönen in der irdischen Natur, die Majestät des Sternenhimmels, die alles durchwaltende Harmonie auf sich wirken lassen. Dann spürt man, daß sie die Offenbarung eines höchsten Einen ist, das in naturnotwendiger Minderung von Stufe zu Stufe schwächer das All durchdringt, aber auch in der letzten Tiefe noch die Sehnsucht der Seele weckt, aus Finsternis zum Licht emporzusteigen. Wer das erkannt hat, der träumt sich keine Neue Erde jenseits dieser Welt, redet nicht vom Sündenfall des ganzen Kosmos, von Reue und Höllenstrafen, kennt weder Dämonenfurcht noch Zauberformeln.

Hier kommt der Gegensatz gegen jeden Dualismus und jeden Pessimismus der Welterfassung scharf zum Ausdruck. Plotin ist Monist, das heißt er begreift das All als einen von einem Prinzip beherrschten Organismus; und er ist Optimist, das will sagen, daß ihm diese Welt als die beste unter allen möglichen erscheint.

¹) Plotin Enn. 2, 9.

Ihr letzter Urquell ist das in seinem eigenen Willen wurzelnde Eine, Erste, das höchste Gute, von dem alles ausgeht und zu dem alles hinstrebt, der „Vater der Kausalität“, wie Plato die Gottheit nennt¹. Aus ihm quillt das Sein, welches zugleich Denken ist, also die echte und höchste Wirklichkeit, die „intelligible Welt“, die in sich die Summe der Urwesen oder Ideen vereinigt oder, in persönlicher klingender Fassung, der Nus, der „königliche Weltschöpfer“² — eben das, was wir in dem Platonismus Philos als den Logos kennengelernt haben³. Die dritte Stufe des Wesenhaften bildet die Weltseele, welche die Herrlichkeit der Ideenwelt aufnimmt und weiterleitet an die Materie, in der die uns umgebende Erscheinungswelt Gestalt gewinnt durch die aus dem Nus fließenden Logoi⁴. Ebenso wie der Nus in sich die Ideen zusammenfaßt, so haben auch alle Einzelseelen in der Weltseele ihre organische Einheit⁵. Unter sich sind sie stark differenziert, teils darum, weil der Begriff der Weltharmonie notwendig Verschiedenheit fordert, teils weil der freie Wille der Seelen sie antreibt, eigene Wege zu gehen und manche den göttlichen Urquell vergessen läßt⁶. So umfaßt die Sinnenwelt eine unermessliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, von den Göttern angefangen, die als leuchtende Sterne am Himmel wandelnd das Licht der intelligiblen Welt am reinsten widerspiegeln, durch die Fülle dämonischer Wesen hinab zu den Tieren und Pflanzen — denn auch sie haben Anteil an Vernunft und Seele und Leben.

Mitten zwischen Gott und Tier steht der Mensch, mit himmlischer Schönheit begabt und erfüllt von der seelischen Kraft, die ihn aus den Fesseln des materiellen Leibes lösen und dem höchsten Ziele zuführen kann⁷. Und was ist denn nun die Materie? Sie ist der notwendige Abschluß der vom Ersten Einen absteigenden Reihe der Wesenheiten, das Letzte, nach dem nichts mehr kommen kann: also der Gegensatz zum Seien-

¹) Enn. 1, 7, 1 1, 8, 2 6, 8, 13 5, 1, 8 vgl. Plato epist. 6 p. 323 d Tim. 28 c. ²) Enn. 5, 1, 4. 8. ³) s. Bd. 1, 91. ⁴) Enn. 1, 8, 2 3, 5, 3 3, 2, 2. ⁵) Enn. 3, 5, 4 4, 4, 32. ⁶) Enn. 3, 2, 18 5, 1, 1. ⁷) Enn. 3, 2, 7—9.

den, das Nichtseiende. Man kann ebenso sagen: die Materie ist der Gegensatz zum Guten, also das Böse schlechthin. Aber beides sind negative Begriffe, die nur vom Seienden d. h. vom Guten aus Sinn bekommen. Materie „ist“ da, wo das wahrhafte Sein aufhört, und Böses „ist“ da, wo das Gute fehlt¹.

Von hier aus ist es möglich, die Frage nach dem Ursprung des Bösen zugleich mit dem Problem der Vorsehung und der Theodicee zu behandeln². Das „Urböse“ ist, wie eben gezeigt ist, eine kosmische Notwendigkeit: aber jede Seele ist durch ihre Herkunft befähigt, sich der Herrschaft des in der Materie verkörperten Bösen zu entziehen. Tut sie es nicht und erliegt sie den irdischen Trieben, so trägt ihr freier Wille die Verantwortung³. Was daraus an Streit und Leid entsteht, ist Folge der die Welt durchwaltenden Vergeltungsgerechtigkeit, und „Vorsehung“ ist nur ein anderer Name für die Harmonie des Alls, welche bewirkt, daß die Fülle der einzelnen Störungen sich ausgleicht und den immanenten Zwecken des Weltschöpfers dient⁴. Schon unserm Auge ist es erkennbar, daß viele als Übel erscheinenden Dinge von einem das Ganze überblickenden Standpunkt aus sich als gut erweisen. Das gilt vor allem für die blutigen Gewaltsamkeiten des Kampfes ums Dasein⁵, aber auch dabei muß bedacht werden, daß alles irdische Leid das innere Seelenleben des Philosophen nicht berührt, und daß kein äußerer Mangel ihn hindern kann, nach dem Höchsten zu streben. So löst sich auch das Problem des Leidens der Gerechten und des scheinbaren Glückes der Schlechten: das sind Außendinge, die mit dem wahren Glück nichts zu schaffen haben — und darüber hinaus ist zu erwägen, daß die Geschicke der Menschen von seinem Tun und Lassen in einer früheren Existenz abhängen, also Leistung und Vergeltung sich auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verteilen⁶.

Der Neuplatonismus des Plotin hat von dem Meister Plato gelernt, daß echte Wissenschaft im letzten Grunde Religion ist:

¹) Enn. 1. 8. 7. 11. ²) Enn. 3, 2 und 3. ³) Enn. 3, 2, 7. 9 3, 3, 3.
⁴) Enn. 2, 9, 9 3, 2, 11—13. ⁵) Enn. 3, 2, 15. ⁶) Enn. 2, 9, 8—9 3, 2, 5—6. 13.

so predigte er denn seiner von jeder Art des Leides und der Bedrückung heimgesuchten Zeit die Religion der Erlösung durch Philosophie. Die Menschenseele stammt von oben und trägt in sich den Abglanz und die Kräfte der Ideenwelt, aber sie ist in die Fesseln des Leibes geschlagen und hat sich gewöhnt, der ruhelosen Vielfältigkeit des Werdens, dem bunten Treiben der Sinnenwelt alle Aufmerksamkeit zu schenken: sie ist in die Materie versunken¹. Es gilt, ihrem Streben die entgegengesetzte Richtung zu geben, nämlich nach oben, zu dem Guten und wesenhaft Seienden. Die Anknüpfungspunkte sind verschieden, je nach der Veranlagung des Einzelnen, aber die Methode des Aufstiegs durch Klärung der alltäglichen Erkenntnis und Ausrichtung des Begehrens, dann durch die Dialektik des schulmäßigen philosophischen Denkens ist immer dieselbe: und dasselbe ist auch das Ziel, das Letzte Eine jenseits der intelligiblen Welt, Gott².

Es ist der in jeder Seele wohnende himmlische Eros, der sie von der Sinnlichkeit ablöst, ihr die Herrschaft über den Leib verleiht und sie von Stufe zu Stufe emporträgt³, bis sie nach Platos Wort Gott ähnlich wird; denn die Menschenseele kann, wenn sie vom Nus sich führen läßt, Gott werden⁴. Wie ernst gemeint das ist, zeigen die vielfachen Darstellungen dieses Aufstiegs der Seele zu immer reinerem Erkennen. Wenn sie sich über das Gebiet des Seelischen, in welchem das diskursive Denken Erkenntnis schafft, hinausschwingt, betritt sie das Reich des Intelligiblen, wo sie durch intuitive Anschauung sich selbst als übermenschliches Wesen begreift⁵. Aber auch dort ruht sie nicht aus: das Ziel ihrer Sehnsucht ist die Gottschau, das Gottwerden in der Vereinigung mit dem höchsten Wesen, in dessen Umarmung das Ich sich nur noch als Teil des göttlichen Lichtes empfindet und in seligem Rausch alle Formen des Denkens und Seins hinter sich läßt⁶. Aber dieses Genießen des Höchsten in der Ekstase ist dem noch an diese Erde gebun-

¹) Enn. 1, 8, 4. 14. ²) Enn. 1, 3. ³) Enn. 3, 5, 1. 4. 6, 9, 9. 3, 3, 17. 2, 9, 18. vgl. 3, 9, 2. 5, 5, 9. 2, 9, 17. ⁴) Enn. 1, 2, 3. 2, 9, 9. ⁵) Enn. 5, 3, 4. ⁶) Enn. 6, 9, 4. 9. 5, 5, 4—8. 4, 8, 1. 6, 7, 35—36.

denen Menschen nur selten beschieden: Plotin hat es innerhalb fünf Jahren viermal erleben dürfen, und Porphyrius ist ein einziges Mal, in seinem achtundsechzigsten Jahre, zu dieser Höhe aufgestiegen¹, die vor und nach Plotin das Sehnsuchtsziel des Platonikers ist. Das alte hellenische Lied von der Schönheit dieser Welt, das noch im Munde der stoischen Religionsphilosophen zum Preise der allwaltenden Gottheit mit hellem Klang ertönte, ist dem Neuplatoniker zur zarten Harmonie geworden, die wie eine tröstende Himmelsstimme über einer Welt schwebt, die zu verlassen höchste Seligkeit bedeutet. Leidenschaftlich verteidigt er dies griechische Erbstück gegen die barbarische Weltfeindschaft der Christen: aber es begründet ihm nicht mehr sein irdisches Lebensgefühl, sondern ist nur noch Dogma im Gefüge des Systems.

Als ihm während der Regierungszeit des Gallienus die Gunst des Kaisers und seiner Gattin Salonina lachte, hat Plotin wohl davon geträumt, in Kampanien eine Philosophenstadt nach platonischem Muster zu erbauen, vielleicht auch Staatsmänner in Platos Geist zu erziehen² — es blieb ein Traum. Es mag das am Vorbild des Meisters entzündete Aufflammen eines reinen Willens zu schöpferischer Wirksamkeit auf Erden gewesen sein: aber die bittere Enttäuschung folgte und mußte folgen. Die große Linie seines Lebens und Denkens wies Plotin gebieterisch nach innen und auf diesem Wege nach oben, fort von der Welt der Erscheinungen. Das griechische Evangelium der Schönheit und Harmonie rettete sich in die überirdischen Gefilde reiner Geistigkeit in dem stolzen Bewußtsein, dort den Kräften nahe zu sein, welche ewig bleiben, wenn hienieden alles in Trümmer geht, und welche allein auch die Schöpfermacht besitzen, Welt um Welt in immer neuen Gestalten zu bauen.

Es war ein kleiner Kreis auserlesener Geister, der sich in Rom um Plotin scharte, Römer und Griechen, aber auch Orientalen, Araber und Ägypter: der bedeutendste von ihnen, Porphyrius, war ein Semit aus Phönizien und hieß von Hause aus

¹) Porphyr. vita Plotini 23. ²) Porphyr. vita Plotini 12 vgl. M. Wundt, Plotin 1, 39 ff.

Malchos. Ihm verdanken wir eine flüchtig hingeworfene, aber eindrucksvolle Schilderung des Lebens dieser philosophierenden Gemeinde. Der Meister selbst bedürfnislos, aber auch ohne Mittel, lebt als Gast im Hause seiner Freunde, in Rom wie in Kampanien, wo er auf dem Landgut des Arabers Zethas stirbt¹. „Er sieht aus wie einer, der sich seines Leibes schämt,“ redet nie von sich und seinen Umständen; nur durch List ist es einmal einem Maler gelungen, sein Bild aus dem Gedächtnis zu zeichnen. Er war magenleidend, aber nicht zu einer ernstlichen Kur oder Änderung seiner vegetarischen Kost zu bewegen. Sein Leben war der Unterricht. Da wurde Plato gelesen und erklärt, aber auch Aristoteles eifrig behandelt: das war der Grundstock². Daran schlossen sich die Stoiker, die Peripatetiker und dann die Modernen³. Aber die Behandlung des Stoffes geschah wie in unsern Seminaren. Der Meister stellte Aufgaben, verteilte Referate, ging auf Zwischenfragen ein und ruhte nicht, bis allseitige Klarheit erzielt war; aber er nahm auch selbst das Wort und hielt allein Vortrag oder schloß seine langandauernde Debatte durch eine zusammenfassende Kritik. Seine Sprache war nicht fein geformt, und er versprach sich manchmal. Aber seine natürliche Anmut steigerte sich beim Vortrag zur Schönheit, und seine mit leichtem Schweiß beperlte Stirn erschien wie vom Glanz des Geistes durchleuchtet⁴.

Mit sichtlicher Freude breitet Porphyrius seine Erinnerungen an diese Lehrstunden vor uns aus und läßt uns seinen Stolz auf gelegentlich errungenes Lob des Meisters verspüren. Die Höhepunkte der Gemeinde waren die Feiern des Platontages am 7. Mai. Da versammelten sich die engeren Schüler mit dem Meister zu einem platonischen Gastmahl und huldigten dem Heros mit neuen Hymnen; an einem solchen Feste war es, wo Porphyrius durch ein Lied von der „himmlichen Hochzeit“ die Anerkennung gewann, sich zugleich als Dichter, Philosoph und Priester erwiesen zu haben. Und in der Tat, hier in Rom bei Plotin wehte noch ein Hauch attischer Weihe, während in Athen am Platontage die Pedanten unter

1) Vita 9, 2. 2) Bidez, Vie de Porphyre 45f. 3) Vita 14. 4) Vita 13.

Longins Vorsitz sich von den Plagiaten berühmter Männer unterhielten¹.

Porphyrius ist sich immer dessen bewußt geblieben, was er dem Plotin verdankte, und hat es durch eine kritische Ausgabe seiner Schriften auch mit der Tat zum Ausdruck gebracht: man spürt in der Vorrede die innere Bindung an den Meister. Und den andern Gliedern dieses Kreises ging es ebenso. Wir hören von Frauen, die seiner Lebensweisung folgten, von Eltern, die auf dem Totenbett die Sorge für die Erziehung ihrer Kinder dem Plotin übertrugen. Und er nahm diese Knaben und Mädchen zu sich ins Haus, verwaltete ihr Vermögen und führte sie der Philosophie zu. Er war Vertrauensmann und Schiedsrichter für viele, Gewissensberater auch für Senatoren und Politiker — und als er nach 26 Jahren aus Rom schied, hatte er im politischen Leben der Hauptstadt keinen Feind erworben². Er war schwer erkrankt und fast nicht mehr fähig zu sprechen: so hat er noch etwas mehr als ein Jahr auf dem Lande gelebt und ist im Jahre 270 gestorben.

An seine Stelle tritt in der Entwicklung des Neuplatonismus Porphyrius, an Begabung und geistiger Haltung völlig verschieden von Plotin. Wenn diesen eine heilige Stille umgibt, so vernehmen wir den lauten Widerhall der Zeitbewegung, sobald wir uns dem Porphyrius nähern³. Er stammte aus einer angesehenen Familie von Tyrus und hat früh mit dem vielgestaltigen religiösen Leben seiner Umwelt Fühlung genommen, auch das Christentum ist ihm nicht fremd geblieben, und bei Origenes, den er als Gelehrten immer respektiert hat, scheint er Vorlesungen gehört zu haben⁴. Aber die geheime Kunst der Magie zog ihn besonders an, und er hörte auf Orakel und trieb sogar als junger Mensch bereits einen Dämon aus.

Ein Jugendwerk ist auch seine „Orakelphilosophie“, in der er eine Sammlung von Orakelsprüchen mit philosophischer Sorgfalt herausgibt⁵ und philosophisch erklärt. Diese Orakel

¹) Vita 15; vgl. Porphyr. bei Euseb. praep. 10, 3. ²) Vita 9. ³) Grundlegend J. Bidez, Vie de Porphyre 1913. ⁴) Euseb, KG 6, 19, 5. ⁵) Die Reste bei Gustav Wolff, Porphyrii de philosophia ex oraculis haurienda 1856.

sind aber nicht etwa historisch beglaubigte Sprüche der alten Pythia, sondern Erzeugnisse jüngster Zeit, in denen sich die Praxis der Wahrsager und Geisterbeschwörer seltsam mit allerlei Astrologie und vereinzelt religionsphilosophischen Brocken mischt. Porphyrius fühlt sich in dieser Umgebung wohl und redet seinen Lesern ein, daß sie sich hier auf dem rechten Wege zu ihrer Seelenheil befinden und Reinigung ihrer Lebenshaltung gewinnen können. Ihm sagt diese Mischung von Okkultismus mit Resten aller Religionen zu, und er billigt auch die Anerkennung Christi durch die orakelnden Götter: nur die Christen werden wegen ihres Irrglaubens kräftig gescholten¹.

Aber bald verließ Porphyrius diese niederen Regionen. In der Schrift² „über die Götterbilder“ ist der ganze Zauberspuk verschwunden, und die Götter erscheinen nach stoischem Muster als Symbole der in der Natur wirkenden Kräfte, so wie Zeus der Allgott ist, das lebendige Wesen des Weltalls, das er als tätiger Intellekt erschafft³. Die himmlischen Gestirne sind Offenbarungen der Gottheiten, und die von einsichtsvollen Menschen geschaffenen Bilder sprechen in Gestalt und Beigaben sinnfällig die mannigfache Erkenntnis des Unsichtbaren aus: sie sind wie Bücher, in denen der des Lesens Kundige Belehrung über die Götter findet⁴. Strenge wissenschaftliche Arbeit hat Porphyrius zuerst in Athen gelernt bei Longin, den Plotin wohl als Philologen, aber nicht als Philosophen gelten lassen wollte⁵.

Die entscheidende Einwirkung auf sein inneres Leben erfuhr er erst als Mitglied der Gemeinde des Plotin, in die er 262 als Dreißigjähriger eintrat. Die sechs Jahre dieses römischen Aufenthaltes haben ihn nicht nur zum Kämpfer gegen gnostische Apokalypsen⁶ gemacht, nicht nur sein philosophisches Denken geschult und ihm die Wege gewiesen, auf denen er ein berühmter Ausleger des Aristoteles geworden ist, sondern vor allem die philosophische Vertiefung seiner Religiosität und die asketische Ablösung von der Welt zur Reife gebracht, die von nun an seine Schriften kennzeichnet.

¹) Wolff p. 180 ff. ²) Reste bei Bidez p. 1*—23*. ³) Bidez p. 3*—7*. ⁴) Bidez p. 1*. ⁵) Vita Plotini 14. Bidez p. 29—36. ⁶) Vita Plotini 16.

Er nimmt mit voller Hingabe auf, was ihm der weit überlegene Geist des Meisters beschert, aber er verarbeitet es und bringt es in vereinfachte Formen, die seiner eigenen Art besser entsprechen und eine leichter faßliche Darstellung erlauben. Porphyrius will auf weitere Kreise wirken, wenn er auch noch so oft beteuert, daß seine Worte nur für Auserwählte bestimmt sind. Er weiß wohl, daß sich in den gebildeten Schichten seiner Zeitgenossen Hunderte und Tausende nach solcher Belehrung sehnen, und daß man ihnen den Zugang zu den befreienden Wahrheiten nicht verschließen darf.

Seinen Schriften fehlt die herbe Strenge der plotinischen Traktate. Sie sind mit flotter Feder geschrieben, anschaulich und in einfachem, leicht verständlichen Fluß der Darlegung, mit so viel Rhetorik, wie der Geschmack des Publikums zu erwarten berechtigt ist. Dabei hat er ganz deutlich das Bestreben, die überlieferten Religionsformen zu schonen und ihre relative Berechtigung durch allegorische und symbolische Deutung zu erweisen. Freilich, der magische Hokusfokus spielt jetzt für den Denker keine Rolle mehr, und die volkstümlichen Vorstellungen naturreligiöser Art werden einer scharfen Kritik unterzogen, die für jeden Einzelfall die Fülle des Fraglichen und Fragwürdigen aufweist¹. Die Antworten soll natürlich das Studium seiner plotinischen Philosophie erbringen.

Wie das gemeint ist, zeigt eine durch Augustins Polemik uns erhaltene Schrift „von der Heimkehr der Seele“². Da hören wir von einem „pneumatischen Träger der Seele, einem „Astral-leib“, der je nach den Neigungen der Seele sich dem Materiellen zuwenden kann. Dann verdichtet er sich, nimmt Luftteilchen auf und kommt dadurch unter den Einfluß der bösen Dämonen, die in der Luft ihr Wesen treiben. Ein solcher Astralleib zieht die Seele hinab, so daß sie nach dem Tode in immer neue Leiber eingehen muß und viel Leid erträgt, um ihre Schuld zu sühnen.

Es gibt zwei Wege zur Befreiung. Der eine ist der allem Volk bekannte der mystisch-magischen Riten der „Theurgen“,

¹) Epist. ad Anebonem bei Jamblichus de mysteriis ed. Parthey xxix—xliv. ²) Bruchstücke bei Bidez p. 27*—44*.

insbesondere der „Chaldäer“. Sie reinigen durch symbolische Handlungen den Astralleib und gewinnen ihm einen guten Dämon zum Freund, der ihn mitsamt der innewohnenden Seele von der Erde hebt und zu den himmlischen Sphären der Planeten emporträgt. Aber dieser Weg ist unsicher und gefährlich, da Neid und Mißgunst irdischer Zauberer und die Rachsucht böser Dämonen einer solchen Befreiungsmagie mit heftigem Widerstand begegnen. Der zweite Weg ist der einer philosophischen Selbsterlösung durch Abwendung vom Leiblichen und geistiges Streben nach Gott: und dieser Weg allein führt zur endgültigen Befreiung von jeder Wiederverkörperung und zur Vereinigung mit Gott und seinem Sohn, dem der Menschenseele wesensgleichen Nus. Wer zu diesem philosophischen Aufstieg nicht stark genug ist, muß den niederen Weg mit der großen Masse gehen: einen allgemeinen Heilsweg für jedermann gibt es nicht. Der Aufstieg des Philosophen ist durch strenge Askese gekennzeichnet: Enthaltung von Fleisch ist die unerläßliche Grundlage, und als eine Gruppe von Plotinschülern diese Vorschrift außer acht lassen wollte, hat Porphyrius eine scharfe Abwehr solcher Ketzerei ausgehen lassen¹.

Am wirkungsvollsten kommt die Bedeutung der Askese für die Befreiung vom Irdischen in dem „Brief an Marcella“ zum Ausdruck². Diese Frau war die Gattin eines seiner philosophischen Freunde und verlor durch den Tod ihres Mannes die Stütze ihres äußeren und inneren Lebens: sie stand plötzlich mit der Sorge für sieben Kinder allein in der Welt. Da hat sie Porphyrius geheiratet, um ihr helfen zu können, obwohl er bereits in vorgerücktem Alter war. Das erschien aber der Welt und wohl auch manchen Freunden als ein Verrat seiner asketischen Grundsätze, und so sah er sich genötigt, von einer Reise aus in einem offenen Brief an die daheimgebliebene Gattin seinen Schritt zu rechtfertigen. Er hält ihr einen mit der reichen Fülle überlieferter Spruchweisheit gezierten Philosophenspiegel vor und bekennt sich gemeinsam mit ihr zu dem

¹) Porph. de abstinentia bei A. Nauck, Porphyrii opuscula selecta² p. 85—270. ²) ebenda p. 273—297.

Ideal einer weltflüchtigen und Gott zugewandten Lebensführung, die unter pietätvoller Anerkennung der überlieferten Religionsformen letztlich nach der Gottgleichheit der erlösten Seele ringt. Und die vier Elemente dieser philosophischen Religion heißen Glaube, Wahrheit, Liebe, Hoffnung¹ — der Seitenblick auf die paulinische Trias ist unverkennbar, so gut wie die Anspielung auf das Jesuswort Markus 9, 43. 45 in der Aufforderung, um des Seelenheiles willen nicht bloß ein Glied, sondern den ganzen Leib abzuhaue. Er weiß sich als Philosoph über das Gaukelspiel der Sinnlichkeit erhaben und sieht in seiner Lebensgefährtin nicht das Weib, wie sie in ihm nicht den Mann: nur die jungfräuliche Seele gebiert dem reinen Nus Kinder der Seligkeit².

Wer das Weltbild und die philosophische Konstruktion des Origenes mit den Gestaltungen des Plotin und Porphyrius vergleicht, wird betroffen die große Ähnlichkeit erkennen, die zwischen dem Denken des Christen und dem der Heiden obwaltet. Es ist bei jedem Schritt dieser Männer zu spüren, daß sie innerlich verbunden sind und in Ammonios Sakkas einen gemeinsamen Lehrer besitzen. Der erste Systematiker des Christentums und der letzte des Griechentums entstammen derselben Schule: und beiden ist die nach der gleichen Methode betriebene strenge Wissenschaft Religion geworden, beide suchen und finden Gott als das höchste Gut auf einem Wege, der mit asketischer Rauheit von dieser Welt weg in ein besseres Jenseits führt. Und doch besteht Feindschaft zwischen beiden Lagern.

In welchem Maße, darüber belehrt uns die Streitschrift des Porphyrius gegen die Christen, mit ihren 15 Büchern das umfangreichste, aber auch eindringlichste und scharfsinnigste Werk philosophischer Polemik, das im ersten Jahrtausend der christlichen Geschichte zu verzeichnen ist. Freilich ist es als Ganzes für uns verloren, und auch die zahlreichen Gegenschriften der bedeutendsten christlichen Gelehrten hat man in gleicher Weise dem Untergang geweiht, um jede Spur dieses

¹) epist. ad Marcellam 24. ²) epist. ad Marcellam 33. 34.